





Papageien

Ein Portrait
von
Christine Wunnicke

NATURKUNDEN

NATURKUNDEN № 130
herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Prolog. <i>Der Kakapo und der Klitz</i>	7
I – Befiederte Affen. <i>Merkmale und Vielfalt der Psittaciformes</i>	15
II – Oh rotschnäbliger, grüner Sittich! <i>Unterwegs auf der Seidenstraße</i>	31
III – Braver Paperl, wä-wä-wä. <i>Kognition und Verhalten</i>	53
IV – Papageien für den Admiral. <i>Die Reisen über den Ozean</i>	75
V – Der freie Himmel. <i>Artenschutz und Anarchie</i>	95
VI – Lasst uns nun Menschen sein! <i>Aus dem Leben der Wohnzimmerpapageien</i>	113

Portraits

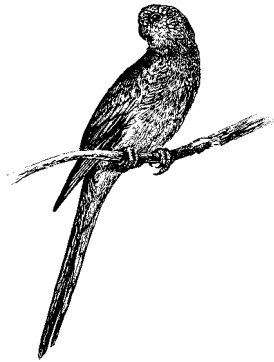
Hyazinthara	128
Regenbogenlori	130
Braunstirn-Spechtpapagei	132
Weißbauchpapagei	134
Goldbauchsittich	136
Edelpapagei	138
Unzertrennliche	140
Rosakakadu	142
Gelbkopfamazone	144
Nymphensittich	146

Literaturverzeichnis	148
----------------------	------------

Abbildungsverzeichnis	150
-----------------------	------------

*Ein Papagei vor dem Spiegel betrachtet sein Bild.
Dahinter versteckt sich redetfroh ein Gelehrter.
Papageichen glaubt, es hört seinesgleichen,
und ein Vogel flüstert die Menschengsprache ihm zu.*

Dschalal ad-Din ar-Rumi



Prolog

Der Kakapo und der Klitz

Tief in der Nacht, auf starken, bläulichen Füßen, wandert ein fatter Vogel durchs Unterholz. Er ist etwa so groß wie ein Ferkel. Moosgrünes Gefieder bedeckt seinen Körper, es ist weich wie Kaninchenfell und verströmt einen muffig-süßen Duft. Mit Zehen, Schnabel und gesträubten Rictalborsten, die wie Schnurrhaare funktionieren, ertastet er seinen Weg. Seine Knopfaugen sitzen frontal im Schädel wie bei einer Eule; er sieht dreidimensional, aber völlig unscharf. Fliegen kann er nicht. Seine Flügel sind verkümmert und der Pectoralis ebenfalls, und die hohe Leiste am Brustbein, die andere Vogelskelette schmückt, fehlt ihm. Er könnte uralt sein, fünfzig, achtzig, vielleicht sogar hundert Jahre. Gemächlich verspeist er Bärlapp, Farne und Moos. Ein kleiner Lurch mag auch dazwischengeraten, oder ein Huhu-Käfer. Seine Leibspeise sind die Früchte der Rimu-Harzeibe, zwanzig, dreißig Meter über seinem Kopf. So erklimmt er den Baum, Zeh über Schnabel über Zeh über Schnabel, bis er die roten Beeren erreicht. Das kann dauern. Manchmal ruft er sein Revier aus, es klingt fast wie ein Eselsschrei. Ist ihm der Abstieg zu mühsam, lässt er sich irgendwann fallen, die Stummelflügel abgespreizt. Den unverdaulichen Teil seines Futters ballt er im Schnabel zu länglichen Klößen zusammen und spuckt sie überall hin. Er lebt in Neuseeland. Die Maori haben ihn Kakapo genannt, das bedeutet: Papagei der Nacht.

Wie alle Tiere mit hoher Lebenserwartung lassen sich Kakapos mit der Fortpflanzung Zeit. Sie paaren sich bestenfalls alle drei Jahre. Ihre Brautwerbung ist eine aufwendige Angelegenheit. Die Männchen wandern stundenlang zu einem geeigneten, oft höhergelegenen Ort. Dort zupfen sie Pflanzen aus und tragen Steine davon, bis eine Art Konzertarena entstanden ist. In gebührenden Abständen scharren sie Erdkuhlen aus und setzen sich einzeln hinein. Sie bekommen glasige Augen und pumpen Luftsäcke in ihrem Brustkorb auf, schwellen an zu gewaltigen, grün gefiederten Bällen. Ihr Sehnsuchtsge-sang, ein tiefes Tuten zwischen Nebelhorn und Ochsenfrosch, tönt kilometerweit übers Land. Kein Kakapo-Weibchen kann das ignorieren. Wird ein Männchen erhört, bläst es sich nach der Paarung sofort wieder auf und tutet unbeirrt weiter. Kakapos sind nicht monogam. Die Männchen kümmern sich auch nicht um den Nachwuchs. Wenn die Küken geschlüpft sind – in Erdlöchern oder erdnahen Baumhöhlen – und langsam, sehr langsam heranwachsen, lässt sie die Mutter notgedrungen halbe Nächte lang schutzlos allein. Selbst der erwachsene Vogel, flugunfähig und plump, der bei Gefahr erstarrt, wenn nicht gar umfällt, ist leichte Beute.

Schon die Maori haben die Kakapos dezimiert. Sie waren und sind ihnen heilig, aber sie jagten sie trotzdem oder griffen sie einfach mit der Hand oder schüttelten sie aus den Bäumen. Sie hielten sie als Haustiere, machten Zeremonialgewänder aus ihren samtweichen Federn, verspeisten sie als Geflügel, bevorrateten sie im eigenen Schmalz in dicken Tongefäßen, woran man ein paar grüne Federn steckte, damit man nachher noch wusste, was darin war. Dann kamen Captain Cook und Jean-



Der Kakapo – ein eulenäugiger Fußgänger, hier portraitiert von Eileen Mayo (1976).

François de Surville nach Neuseeland und Walfänger, Händler, Missionare, Naturforscher, Kolonialisten in ihrem Gefolge. Die fremden Schiffe brachten Krankheiten, Ratten und Katzen. In den 1830er-Jahren importierte man Kaninchen und Hasen, damit die Engländer etwas zu jagen hatten; in den 1880er-Jahren folgte die Schnapsidee, die Horden von Hasen und Kaninchen durch importierte Hermeline, Wiesel und Frettchen auszudünnen. Die Wälder dünnte man auch aus. Die letzten Kakapos, die man noch fand, versuchte man in Zoos zu verschleppen,



*Der Wildtyp des Wellensittichs ist grün und von Natur aus dünn.
Als Edward Lear dieses Exemplar 1832 im Londoner Zoo abzeichnete,
wurden Wellensittiche noch nicht gezüchtet.*

doch auf den Schiffen kamen alle ums Leben. Kakapos sterben, wenn man sie einsperrt.

In den 1930er-Jahren tutete es noch vereinzelt in Fiordland, dann wurde es still. Bis in die 1970er-Jahre war nicht klar, ob der Kakapo ausgestorben war oder nicht. Dann fand man doch noch ein paar Exemplare, und seitdem kämpft man um ihren Fortbestand. In den 1990er-Jahren zählte man gut fünfzig Vögel, alle auf Codfish Island – inzwischen hat man die winzige, durch ewige Inzucht genetisch geschwächte Population so weit aufgepöppelt, dass man seit Kurzem sogar versucht, den Kakapo zurück aufs neuseeländische Festland zu holen. Man füttert zu. Man behütet die Küken. Man markiert, beobachtet, zählt und hofft. Man versucht ihren Duft zu synthetisieren, um ein Aphrodisiakum zu entwickeln. Die Libido der Kakapos ist eigenwillig. 2001 ging einer viral, weil er sich mit dem Kopf eines Kameramanns der BBC zu paaren versuchte, in Anwesenheit von Stephen Fry. Kakapos sind von Natur aus fast handzahn. Sie kuscheln mit jedem. Jahrhunderte mit Katzen und Frettchen und Jägern haben sie nicht das Fürchten gelehrt. Kakapos muss man lieben. Sie sind die nettesten Vögel der Welt.

Als ich vier oder fünf Jahre alt war, trat ein Wellensittich in mein Leben. Wir holten ihn aus einem Zoogeschäft. Der Verkäufer fragte mich, »Bub oder Madl?«, und ich sagte »Bub«, in der Meinung, den könnte ich besser herumkommandieren. Ich hätte lieber einen Hund gehabt. Der Verkäufer griff in eine überfüllte Voliere, fing einen blauen Sittich und steckte ihn in eine Schachtel. Die brachten wir mit dem Auto nach Hause. Sie wurde in einen mittelgroßen, mittelschönen Käfig ge-

halten und darin geschüttelt, bis der Vogel herauskam. Er war unglaublich dünn, wie ein Strich. In den anderthalb Jahren, die er bei uns verbrachte, wurde er nie wieder dick. Er hörte nie auf, sich zu fürchten. Nachdem ich mich tagelang geweigert hatte, weil ich wirklich lieber einen Hund gehabt hätte, taufte ich ihn den Klitz. Das war streng genommen nicht mal ein Name, denn ich nannte alle Vögel Klitze. Es war, als hätte ich ihn ›den Vogel‹ genannt. Mehr konnte ich nicht für ihn tun. Ich wollte ihn auch nicht herumkommandieren. Ich habe ihn, glaube ich, nie angefasst. Versuchte man das, wurde der Klitz so dünn, dass man es selbst mit der Angst bekam. Er traute sich auch nie aus dem Käfig. Er fürchtete sich vor Licht, vor Luftzug, vor seinem Wasserspender und vor der Sepiaschale, an der er aus Gesundheitsgründen knabbern sollte, was er nicht tat. Er fürchtete sich wahnsinnig vor einem Spiegel, den musste man gleich wieder entfernen. Eine blau gefiederte Panikattacke, ein vogelgewordener Vorwurf.

Die ganze Familie Wunnicke hasste den Klitz, besonders meine Mutter, die sich allein um ihn kümmern musste. Sie tat das nach Wissen und Gewissen, glaube ich. Er bekam glänzende Körnchen zu fressen, die sie mit Multibionta beträufelte, und manchmal Apfel, den sie mit Nachdruck von außen durchs Gitter drückte wie ein Ei durch den Eischneider. Der Klitz hatte immer frisches Wasser und nachts hing ein Tuch überm Käfig. Meine Mutter schnitt ihm die Krallen, dabei floss Blut und es gab Streit, weil meine Mutter fand, mein Vater könnte auch mal was tun. Der Klitz hob nie seine Flügel. Ich war mir sicher, ›Sittich‹ heißt ›sitz ich‹. Manchmal dachte ich über den Klitz ewig nach, bis mich ein ekelhaftes Gefühl überkam. Nachts, unter

seinem Tuch, machte er leise Geräusche, eine Art traumverlorenes Schnorpsen.

Eines Tages sagte man mir: »Der Klitz ist tot, wir bringen ihn in die Tierklinik, um ihn obduzieren zu lassen, damit wir wissen, dass das nichts Ansteckendes war.« Es war dies eine Arztfamilie mit Hang zur Hypochondrie. Später hieß es, »der Klitz ist an Eierstockkrebs gestorben, er war nämlich doch kein Bub«. Das war mir ein Rätsel. Niemand trauerte um den Klitz. Ihm ist dieses Portrait gewidmet.





Befiederte und unbefiederte Affen vereinigt Melchior d'Hondecoeter in seinem Gemälde De Menagerie (um 1690).

I – Befiederte Affen

Merkmale und Vielfalt der Psittaciformes

Sittich, über mittellateinisch *sitacus*, ist eine Abschleifung des altgriechischen Wortes *psittakos*, dem bis heute die Papageienvögel ihren wissenschaftlichen Namen verdanken, *Psittaciformes*. Und hier endet auch schon die etymologische Klarheit. Wir wissen nicht, woher *psittakos* stammt. Nicht aus der griechischen Sprache. Papageien waren in Griechenland nicht heimisch, sondern aus Indien importiert. Hat Plinius recht, wenn er behauptet, das indische Wort sei *siptace* gewesen? Keine indische Sprache, so alt sie auch sein mag, nennt einen Papagei *siptace*. Hat ein Vogel selbst das Wort nach Athen getragen? Was ahmte er nach? Einen Menschen? Einen anderen Vogel? Ein Niesen? Knatternde Segel auf See? Früher war *Sittich* gleichbedeutend mit *Papagei*, heute bezeichnet es umgangssprachlich die kleineren, langschwänzigen Arten.

Das Wort *Papagei* in all seinen Variationen (*pappagallo*, *papagayo*, *popugai*, *papegoja*, *papağan*, *papukaija* ...) stammt wohl aus der arabischen Welt. Auch hierher kam der Vogel über die Handelsrouten vom indischen Subkontinent. Schon vor tausend Jahren zerbrachen sich arabische Gelehrte den Kopf über *babaghāa* und erklärten es schließlich zur Lautmalerei. Klassisch arabisch بغاء klingt durchaus wie ein krächzender Vogel, in etwa ›bäbächrää-k‹, mit einem kleinen Glottisknacken am Schluss. Der natürliche Ruf der Sittiche, die man in Kairo oder Damaskus hielt, ist allerdings ein helles Kreischen,

Quietschen und Pfeifen. Wessen Laut wurde hier wohl gemalt? Sprach der indische Sittich vielleicht schon Arabisch? Die existenzielle Verwirrung, die diesen kreuz und quer durch die Welt transportierten, in Fremdsprachen redenden Tieren von alters her anhaftet, spiegelt sich in ihren Namen. Englisch *parrot* und *parakeet*, französisch *perroquet*, versteht man übrigens auch nicht. Pierrot? Perückchen? Priesterlein? Wir wissen es nicht.

Nicht nur der Stammbaum der Wörter, auch der Stammbaum der Vögel selbst ist geheimnisvoll. Die Ornithologie hat lange versucht, aufgrund von äußeren Merkmalen ihre Verwandtschaft zu erraten. Mit Greifvögeln haben sie den hohen Hakenschnabel samt der nackten Wachshaut um die Nasenlöcher gemein, mit Spechten und Kuckucken die Anatomie der Füße, mit Reihern, Tauben und Trappen die ›Puderdunen‹ (Federn, deren Spitzen ständig zu Staub zerfallen und die Vögel mit einer zarten Schutzschicht aus Keratinpulver überziehen), mit wieder anderen die schwindelerregenden Farben. Die Überraschung kam 2008, als die Ergebnisse einer großen phylogenetischen Studie auf der Basis von DNA-Sequenzierung veröffentlicht wurden: Plötzlich stimmte die gesamte Systematik der Vögel nicht mehr. Bei den *Psittaciformes* stellte sich heraus, dass ihre nächsten Verwandten diejenigen sind, die ihnen auf den ersten Blick kaum ähneln – die *Passeriformes*: Sperlingsvögel, wozu alle Singvögel gehören. Das Einzige, was die beiden Familien gemeinsam zu haben scheinen, abgesehen von der pauschalsten Vogelnatur: Sie können Lautäußerungen erlernen. Lange ging man hier von einer konvergenten Entwicklung aus, aber es ist wohl ein Talent nah am Ursprung, tief im Gehirn, tief in den uralten Genen.

Früher unterteilte man die *Psittaciformes* nur in Eigentliche Papageien und Kakadus, heute unterscheidet man vier Familien: Eigentliche Papageien (*Psittacidae*) mit Neuwelt- und Graupapageien, Altweltpapageien (*Psittaculidae*), Kakadus (*Cacatuidae*) und *Strigopidae*. Die letzte Familie besteht aus nur zwei Gattungen, den Nestorpapageien und – einsam und seltsam – dem *Strigops habroptilus*: dem Kakapo. Mit insgesamt rund 400 lebenden Arten und Unterarten vom riesigen Ara bis zum fingerlangen Mikro-Sittich (*Micropsitta*, Spechtpapagei) gehören die Papageien zu den umfangreichsten und diversesten Ordnungen der Vögel. Die Fossilien ihrer Ahnen grub man an den erstaunlichsten Stellen aus: in Südengland, in der Auvergne, in Sibirien, bei Darmstadt, auf einer dänischen Insel. Heute leben sie in tropischen und subtropischen Regionen, in Zentral- und Südamerika, vor allem im Amazonas-Regenwald, in Afrika, Australien und Neuseeland, auf den Inseln des Pazifiks, in Süd- und Südostasien. Fast die Hälfte der Arten ist gefährdet, etwa ein Viertel vom Aussterben bedroht, und viel zu viele sind unwiederbringlich verloren. Wir zerstören ihre Lebensräume seit gut 500 Jahren und nehmen dabei immer mehr Fahrt auf. Stirbt einer aus, setzt die Wissenschaft das Wort *Necropsittacus* vor seinen Namen. Tot. Vorbei. *Nevermore!* Wussten Sie, dass der Rabe in Edgar Allan Poes berühmtem Gedicht ursprünglich ein Papagei war?

Schon im 18. Jahrhundert haben wir auf Mauritius den Grausittich vernichtet und den riesigen, schwarzblauen Schopfpapagei. Einen schokoladenbraunen Laufsittich auf der Pazifikinsel Raiatea. Mehrere Amazonen auf den Kleinen Antillen. Im 19. Jahrhundert starb auf Tahiti der Schwarzstirnsittich aus,



Im 19. Jahrhundert gab es in den Vereinigten Staaten noch wilde Papageien: Karolinasittiche in Louisiana, gezeichnet von John James Audubon, hier in einer Ausgabe von 1833.

auf den Maskarenen verloren wir ein paar elegante, schieferfarbene und blaugraue Arten, ein paar kleinere Aras auf Kuba. Auf den Seychellen holzten wir ab, um Kokospalmen zu pflanzen, und liquidierten dabei die *Psittacula wardi*, einen grünen Edelsittich mit rotem Schnabel und Schulterflecken. Manchmal überdauerten die letzten ihrer Art noch jahrzehntelang in Käfigen, Tausende Meilen von der Heimat entfernt, um dann ausgestopft unter undichten Glasstürzen zu sitzen, bis die Moten sie fraßen. Im 20. Jahrhundert haben wir in Australien den Paradiessittich ins Land der Legenden befördert und den Karolinasittich, einen lärmenden grünen Flugkünstler mit gelbem Kopf, in Mexiko und den USA. Am 21. Februar 1918 starb der letzte, ein Männchen namens Incas, im Zoo von Cincinnati, ein Jahr nach seiner Partnerin Lady Jane.

Was man manchmal vergisst, weil man sie zu oft hinter Gittern sah: Die meisten Papageien sind hervorragende Flieger. Viele Arten sind nomadisch, manche legen sogar so weite Strecken zurück, dass man von Zugvögeln sprechen kann, etwa der Schwalbensittich (*Lathamus discolor*), ein zierlicher smaragdgrüner Vogel mit blauem Scheitel und rotem Hals. Er brütet im Frühling in den Eukalyptuswäldern auf den tasmanischen Inseln, überwintert auf dem australischen Festland und kehrt im nächsten Jahr in sein Brutrevier zurück. Pro Jahr legen die Schwärme oft mehrere Tausend Kilometer zurück, in einem Tempo von bis zu 90 Stundenkilometer. Es ist fast unmöglich, Schwalbensittiche zu beobachten, geschweige denn, sie zu zählen. Auch sie sind vom Aussterben bedroht, vor allem durch nach Tasmanien eingeschleppte Gleitbeutler, die ihre Nester ausrauben.

Ebenfalls nomadisch, und deshalb in freier Wildbahn kaum zu erforschen, ist der Wellensittich. Er lebt in großen Kolonien im australischen Binnenland, die dem Futter, dem Wasser, dem Wetter folgen, kreuz und quer über Buschland und Steppen. Die einzelnen Schwärme ballen sich dabei zusammen, zu gewaltigen, zwitschernden, wogenden Wolken aus mehreren Hunderttausend Vögeln. Aus der Ferne kann man sie mit einem aufziehenden Gewitter verwechseln oder, wenn alle gemeinsam zum Sturzflug auf ein Wasserloch ansetzen, mit dem Trichter eines Tornados. Sie fliegen nicht so schnell wie Schwalbensittiche, legen aber noch viel längere Strecken zurück, wahrscheinlich mehrere Hundert Kilometer – pro Tag! Der *Melopsittacus undulatus* ist bislang noch nicht gefährdet. Sein Name geht leider nicht auf sein Undulieren über dem Outback zurück, sondern auf die wellenförmige Zeichnung seines Gefieders.

Natürlich sind viele Arten nach ihren fantastischen Farben benannt: Hyazinthara, Pfirsichköpfchen, Zitronensittich, Goldmaskenamazone, Pflaumenkopfsittich, Veilchenpapagei, Smaragdsittich, Kobaltflügelsittich, Sonnensittich, Regenbogenlori ... Die schillernden Blau- und Grüntöne entstehen wie bei allen Vögeln durch die Brechung des Lichts an bestimmten Mikrostrukturen der Federn; für Rot- und Gelbtöne sind Pigmente verantwortlich, die im Tierreich einzigartig sind und durch ein Enzym direkt in den Federn gebildet werden, die sogenannten Psittacofulvine. Bei anderen Vögeln kommen Rot und Gelb durch Carotinoide zustande, die sie mit der Nahrung aufnehmen; Papageien sind dagegen ihre eigene Farbenfabrik.

Die molekulare Basis und Funktionsweise der Psittacofulvi-

Christine Wunnicke, 1966 geboren, lebt in München und Berlin. Sie schreibt Romane, biografische Literatur und Hörspiele und übersetzt aus dem Englischen und Italienischen. Ihre Bücher wurden u. a. mit dem Wilhelm-Raabe-Literaturpreis und dem Jean-Paul-Preis ausgezeichnet. Zuletzt erschienen *Die Dame mit der bemalten Hand* (2020) und *Wachs* (2025), beide standen auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises.

NATURKUNDEN № 130

Erste Auflage Berlin 2026

NATURKUNDEN

herausgegeben von Judith Schalansky

erscheinen bei Matthes & Seitz Berlin

ermöglicht durch Jan Szlovak, Hamburg

Copyright © 2026

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de | *info@naturkunden.de*

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Es konnten nicht alle Rechteinhaber*innen ausgeforscht werden, bei berechtigten Ansprüchen melden Sie sich bitte beim Verlag.

EINBAND UND TYPOGRAFIE Pauline Altmann, Palingen

nach einem Entwurf von Judith Schalansky

TITELILLUSTRATION Pauline Altmann, Palingen

SCHRIFT Ingeborg von Michael Hochleitner/Typejockeys

LITHOGRAFIE Tomas Mrazauskas, Berlin

HERSTELLUNG Hermann Zanier, Berlin

PAPIER 100 g/m² Fly 04 hochweiß, 1,2-faches Volumen

DRUCK UND BINDUNG Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-4049-1

www.naturkunden.de | *www.matthes-seitz-berlin.de*